

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

So kontrovers das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ auch diskutiert wurde, folgenlos ist es nicht geblieben. Zumindest auf kirchenleitender Ebene. Dort hat die intensive Debatte um den künftigen Kurs einen umfassenden Reformprozess ausgelöst: Beginnend mit dem Zukunftskongress in Wittenberg, gefolgt von der Synode in Dresden, der Einrichtung einer Steuerungsgruppe und einem Projektbüro „Reformprozess“, dem Aufbau einer Internetplattform „Kirche im Aufbruch“ und der Ausrufung einer Reformdekade zum Reformationsjubiläum 2017. Schon dieser Ausschnitt an Maßnahmen lässt auf die Intention des Impulspapier zurückschließen: Es ging ihm weniger darum, marginale Schönheitsfehler der vergangenen Jahre zu korrigieren, sondern einen tiefgreifenden Wandel herbeizuführen, einen „Paradigmenwechsel“¹, wie es Wolfgang Huber nennt, eine Neuausrichtung, die dem 500-jährigen Reformationsjubiläum angemessen ist. Matthias Dobrinski ahnte schon im Sommer 2006: „Verglichen mit diesem Vorhaben schrumpft die Föderalismusreform von Bund und Ländern auf Zwergengröße. [...] Wird das Impulspapier Wirklichkeit, sieht die evangelische Kirche bald ganz anders aus als heute.“²

Handelt es sich also wirklich eine Reform(ations)schrift? Eine Schrift, die in der disparaten evangelischen Kirchenlandschaft einen signifikanten Neuanfang markieren kann? Ist „Kirche der Freiheit“ ein Programm, das einen „neuen Geist“ in den Gemeinden der entlegensten Provinzen des konfessionslosen Ostens wecken kann? Ja und Nein, denn „Kirche der Freiheit“ vermag lediglich, Anstöße zu geben und Impulse zu setzen. Ein direkt operationalisierbares, suffizientes Programm enthält es nicht. Denn das Papier zeichnet mit nur wenigen Strichen die angestrebte Neuausrichtung und fungiert eher als grobe Skizze für künftige Umgestaltungen denn als genau ausgearbeiteter Fahrplan. Diese Bemerkung scheint deshalb wichtig, weil das Impulspapier oft genug verkannt wurde. Gerade und hauptsächlich in den kirchlichen Reihen. Interessenvertreter aller denkbaren kirchlichen Gruppen standen auf und beklagten, daß genau ihre Interessen zu wenig berücksichtigt seien. Wem beispielsweise die Ökumene besonders am Herzen liegt, monierte, daß dem Papier die ökumenische Weite fehle. Bischöfe und Oberkircheräte stießen sich daran, daß bis 2030 jede zweite Landeskirche verschwinden solle. Und eigentlich alle führten den Begriff „Leuchtfener“ karikierend auf den Lippen. Will man den selbst gesteckten Zielen des Papiers folgen, sollte hier semantisch abgerüstet werden: Die Leuchtfener sind „Orientierungslichter“,

¹ WOLFGANG HUBER, Vorwort, in: Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert, hg.v. Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hannover 2006, 7-9, hier 7.

² SZ vom 06.07.06.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

keine „Konstruktionspläne“. „Kirche der Freiheit“ ist keine Reformationsschrift, sie möchte vielmehr ein Impulsgeber für einen Umdenkungsprozess sein. Aber gerade als einen solchen kann man das Papier ernst nehmen – auch in der schwierigen Lage im Osten.

Die Stärke von „Kirche der Freiheit“ stellt m.E. auch nicht der populäre, „Leuchtfener“-geprägte dritte Teil dar, sondern bereits der erste, der analytische Teil. Weil hier in einer bisher selten vernommenen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit die gegenwärtige Situation eingeschätzt wird. So wird nicht mehr versucht, mit netten, harmlosen Worten die volkscirchliche Verwurzelung des hiesigen Christentums hoch zu preisen. Man übt sich nicht im Beteuern, daß die Kirche ja – im Verhältnis zu Parteien und Sportvereinen beispielsweise – immer noch recht gut dastehe und es schon irgendwie weitergehen werde. Es wird unmissverständlich konstatiert: Wenn wir die gegenwärtige Entwicklung so fortschreiben, wird das „hochexplosive Gemisch aus Versorgungskosten, Teuerungsrate und schrumpfenden Einnahmen“ zur „faktischen Gestaltungsunfähigkeit“ führen.

Nur allzu dringend scheint vor diesem Hintergrund der Appell an die „Lernfähigkeit“ der Institution, an deren Fähigkeit zum Wandel. Doch genau an dieser Stelle hapert es – in Ost wie in West. Mit ungekannter Schärfe benennt das Papier die diesbezüglichen Schwachstellen unserer Kirche. Denn „gerade dort, wo kirchliche Arbeit gut gelingt, wird dies zu wenig beachtet, nicht bewußt ausgewertet und kaum als Anregung zur Nachahmung in Anspruch genommen [...] Oft wird mehr Energie darauf verwendet zu begründen, warum diese gelingenden Beispiele nicht übertragbar sind, als der Frage nachzugehen, was man davon lernen kann.“³ Offenbar haben wir es an dieser Stelle mit einem gesamtdeutschen Mentalitätsproblem zu tun.

Auf die Analyse des gegenwärtigen Zustandes und der daraus erwachsenden Kritik möchte ich hier nicht intensiver eingehen – obwohl es einer ausführlichen Betrachtung wert wäre. Denn es geht in vorliegendem Artikel ja um die Vorschläge, die einen Ausweg aus der prekären Situation liefern, um die Impulse, die eine Trendwende im deutschen Protestantismus fördern sollen. Auch wenn man normalerweise nun auf die „Leuchtfener“ zu sprechen kommen würde, will ich sie ein weiteres mal umschiffen und stattdessen auf die *vier Prinzipien* hinweisen, die m.E. den Geist von „Kirche der Freiheit“ ausmachen. Sie markieren für mich das wirklich neue an der Schrift, sozusagen die reformerische Quintessenz:

Da ist zunächst die grundsätzliche *Bejahung einer Profilgewinnung*. Wurde bisher versucht, Pluralität, Offenheit und ein ganzes Stück auch Beliebigkeit als „evangelisch“ auszuweisen, erfährt diese Haltung hier eine Korrektur. Ganz eng ist dies mit dem zweiten

³ Kirche der Freiheit, 27.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

Prinzip, der *Forcierung einer Schwerpunktsetzung*, verwandt. Lieber Konzentration als Vollständigkeit. Diese Schärfung auf der einen Seite ist mit einer *Öffnung* auf einer anderen verbunden: Sowohl was die *Formen kirchlicher Organisation und ihrer Angebote* angeht (drittes Prinzip) als auch die *Außenorientierung* (viertes Prinzip). Was diese Wendung nach Außen angeht, lassen sich beide Richtungen im Papier erkennen: Zum einen die rezeptive Bereitschaft, zu lernen (von Wirtschaft und anderen Kirchen) und zum anderen die selbstbewußte Verkündigung der eigenen Botschaft, die Mission. Diese 4 Prinzipien, *Profilierung* und *Schwerpunktsetzung*, *formale Pluralisierung* und *missionarische bzw. rezeptive Außenorientierung* spiegeln m.E. die Zeitgemäßheit dieser Schrift wieder (mehr als irgendein Leuchtfeuer für sich genommen). Denn genau mit diesen Schwerpunkten, die mehr auf ein Umdenken in der Kirchenleitung als auf irgendeinen konkreten Reformschritt hinweisen, paßt sie nicht nur perfekt in das Design einer postmodern pluralen Gesellschaft, die starke Identitäten benötigt, sondern auch in den konfessionslosen Kontext der Kirche in den „Neuen Bundesländern“ .

Denn genau diese Doppelbewegung, die ich eben skizziert habe, ist m.E. unausweichlich für Kirche in der ehemaligen DDR. Gerade hier täte die inhaltliche Profilierung und die formale Pluralisierung not. Gerade hier können wir nicht zögern, auf den Geist, der sich in der Reformschrift manifestiert, zuzugehen und ihn fruchtbar zu machen: Eine evangelische Kirche, die sich immer noch als Volkskirche versteht – bei 20% evangelischer Kirchenmitgliedschaft und sich dabei in ihren Aktivitäten auch größtenteils volksskirchlich präsentiert – also eben kein Profil ausbildet, sondern die gesellschaftliche Pluralität in ihren eigenen Reihen abbilden will – wirkt, offen gestanden, etwas anachronistisch.⁴

Doch bevor ich diese Gedanken vertiefe, möchte ich einige religionssoziologische Anmerkungen zur Lage im Osten Deutschlands machen. Dabei stütze ich mich im

⁴ Sicherlich behält EILERT HERMS recht, wenn er konstatiert: „Nichts verrät größere Unkenntnis von Wesen und Auftrag der Kirche, als wenn schwindende Mitgliederzahlen zum Anlaß von Gedanken über das ‚Ende der Volkskirche‘ werden.“ (Erfahrbare Kirche, Beiträge zur Ekklesiologie, Tübingen 1990, 244) Schließlich lässt sich „Volkskirche“ ganz verschieden füllen: Von „Volkstumskirche“ über „volksmissionarischer Kirche“ zu „Kirche für das Volk“ (Vgl. dazu die „klassischen“ Kategorisierungen von WOLFGANG HUBER [Welche Volkskirche meinen wir? In: Ders., Folgen christlicher Freiheit. Ethik und Theorie der Kirche im Horizont der Barmer Theologischen Erklärung, 2. Aufl., Neukirchen-Vluyn 1985, 131-145] und WILFRIED HÄRLE [Kirche. dogmatisch, in TRE XVIII, 306). Dennoch werden zwei Eckpfeiler des gängigen Volkskirchenverständnisses in einer Minderheitenposition – zumindest langfristig – in Frage gestellt: 1. *Das Gewicht des Gewohnten*: „Die Volkskirche lebt davon, dass vieles nicht hinterfragt wird, sondern als das Übliche, Normale und Bewährte stehengelassen wird.“ (REINER PREUL, Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der evangelischen Kirche, Berlin u.a. 1997, 182) 2. *Der Vorsatz, sich auf alle, die ihr zugehören, jeweils spezifisch einzustellen*, d.h. konkret, daß Kirche mit einem differenzierten Angebot verschiedensten Interessen entsprechen und flächendeckend präsent sein muß. Um wirklich „Kirche für alle“ im volksskirchlichen Sinne sein zu wollen, muß die evangelische Kirche mehr oder weniger die Gesellschaft in ihren eigenen Reihen spiegeln. Dies setzt m.E. eine Mehrheitenposition voraus.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

wesentlichen auf eine 2003 veröffentlichte Studie einer Expertengruppe um den Soziologen Karl Gabriel aus Münster: Sie resümieren ihre AUFBRUCH-Studie mit folgendem Bild: „Ein knappes Jahrzehnt nach der politisch-ökonomischen Wende in Ostdeutschland lassen sich so gut wie keine Anzeichen einer religiös-kirchlichen Wende erkennen. Beinahe drei Viertel der Bevölkerung besitzen keine Kirchenmitgliedschaft, ohne daß Tendenzen einer Rückkehr zu den Kirchen erkennbar wären. Der Datenlage nach wird sich in den nächsten Jahren die Kirchenmitgliedschaft weiter reduzieren. Unter den gegenwärtigen Mitgliedern der Kirchen dominieren die vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs Geborenen, während ihr Anteil zu den jüngeren Jahrgängen hin bis auf 19% absinkt. Dabei wird auch der Kirchenaustritt unter den Jüngeren immer seltener, zwei Drittel der jüngsten Altersgruppe unserer Untersuchung waren nie Kirchenmitglied, haben ihre Nichtmitgliedschaft in einer Kirche gewissermaßen ererbt. Als Normalitätsmuster in Ostdeutschland hat sich die Nichtmitgliedschaft durchgesetzt, ohne daß es in den Jahren nach der politischen Wende zu einer erkennbaren Erschütterung dieses Musters gekommen wäre. Die Schwerkraft der Normalität kommt insbesondere in den unterschiedlichen Quoten der Weitergabe der Nichtmitgliedschaft und Mitgliedschaft in der Kirche von einer Generation auf die nächste zum Ausdruck. Während katholische Eltern zu 53% und evangelische Eltern zu 40% ihre Mitgliedschaft an die Kinder weitergegeben haben, sind es bei den konfessionslosen Eltern 98%“⁵

Das sind keine ermutigenden Ergebnisse. Übrigens scheint mir die Schule ein ebenso wichtiger Faktor in der Weitergabe von Konfessionslosigkeit zu sein. Gerade hier beobachte ich als Dorfpfarrer am Südhang des Thüringer Waldes⁶, wie intensiv die „Schwerkraft der Normalität“ wirkt: Wenn man als Jugendlicher, der die Konfirmation anstrebt, noch immer (oder wieder) der Außenseiter in der Klassenstufe darstellt, braucht es schon besonderen Mut oder/und die Vehemenz der Eltern, diese Entscheidung auch umzusetzen. Die Schule fungiert weithin noch als Hort des wissenschaftlichen Atheismus, in der die DDR überlebt hat. Ja, hier wirkt sie nach wie vor quicklebendig. Denn auch ohne ideologischen Überbau präsentieren die Lehrer den Atheismus als einzige Form, der moderner Wissenschaftlichkeit entspricht. Dabei vertreten sie – eben wie sie es früher lernten – ein *Wissenschaftsbegriff* des 19. Jahrhunderts, der noch nicht die Paradigmenwechsel der modernen Physik internalisiert hat und von Wissenschaft als einer unfehlbaren Instanz ausgeht. Und wenn Wissenschaft den Glauben suspendiert, *muß* dieser „gesetzmäßig“ verschwinden. Ebenso spiegelt das

⁵ HELMUT GELLER u.a., Die Kirchen in der DDR vor und nach der Wende, in: Karl Gabriel u.a. (Hgg.), Religion und Kirchen in Ost(Mittel)Europa: Deutschland-Ost, Ostfildern 2003, 193-341, hier 320.

⁶ Den folgenden Beobachtungen eignet freilich eine gewisse Unschärfe, sie haben in diesem Sinne keine wissenschaftliche Relevanz. Regionale und lokale Unterschiede sind dabei nicht berücksichtigt worden.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

Geschichtsverständnis ein Denken wieder, was in DDR-Zeiten gelehrt und vermittelt wurde: Nämlich ein Modernisierungstheorem, was in direkter Nachfolge zum Optimismus der Aufklärung steht – aber spätestens durch die Schrecknisse des 20. Jahrhunderts erschüttert wurde. Doch diese grundstürzende Korrektur hat im Bewußtsein kaum Spuren hinterlassen. So geht der *homo areligiosus* im Osten – trotz seiner Nostalgie für vergangene Zeiten – davon aus, daß die geschichtliche Entwicklung linear und störungsfrei der perfekten Gesellschaftsordnung, die man früher Kommunismus nannte, entgegenstrebt. Und da Religion und Christentum nach marxischem Diktum zu den feudalen und bürgerlichen Gesellschaften der Vergangenheit gehörten, sind sie Relikte vergangener Zeiten, die zwar noch existieren, aber die nichts Zukunftsweisendes an sich haben. *Kurz*: Wer Christ ist, ist rückschrittlich. Irgendwann wird ihn der Zug der Zeit in seiner Doppeltraktion „Wissenschaft“ und „Geschichte“ überrollen.

Nun wird zwar solches Denken auch in der Schule transportiert, aber es ist weniger der Lehrplan, in dem so etwas explizit vorkommt, sondern die Lehrer, die dieses Denken verkörpern. Sie haben es eben so gelernt. Und da die Bevölkerungszahlen weiter rückläufig sind und Schulen verschwinden bzw. radikal zusammengelegt werden, stellt man keine jungen Lehrer an, die neue Perspektiven eröffnen würden. Mit diesem eben geschilderten *Weltbild* bewegen sich die Lehrer natürlich nicht in einem neutralen Umfeld. Sie spiegeln darin wieder, was die Menschen zum Großteil denken. Das *Weltbild* der DDR ist zwar seiner realsozialistischen Wurzeln entkleidet worden, erweist sich aber merkwürdigerweise als wenderesistent. Es ist, als wenn die DDR nach ihrem Ende in vorher nicht bekannter Agilität weiterlebt.

Und zur DDR gehörte der Atheismus. Der Gottglauben wurde ihnen „gründlich ausgetrieben“ – wie Ehrhardt Neubert 1995 prägnant formulierte. Und das über Generationen. Es herrscht ein „Klima der Gottvergessenheit“, wie Wolf Krötke⁷ es nennt, wobei das signifikante dabei nicht ist, dass der *homo areligiosus* Gott vergessen hat, sondern bereits vergessen hat, dass er ihn vergessen hat. Und wieder zitiere ich aus der „Gabrielstudie“: „Einen sicheren Gottglauben zu besitzen, geben in Ostdeutschland 8% der Befragten an“⁸. Und dies kann ich aus der Praxis nur bestätigen. Denn naturgemäß bin ich in Gespräche verwickelt, wo es sich um Gott dreht. Und ganz anders als in München wird dabei nicht über Kirche und den Papst und die Pille geredet, sondern über Existenz Gottes, die eben meist bezweifelt wird. Deswegen – so hat ja die vierte EKD-Mitgliedschaftsstudie ergeben – ist die

⁷ WOLF KRÖTKE, Missionarisch-theologische Kompetenz in den neuen Bundesländern Deutschlands, epd-Dokumentation 42/2003, 5-12, hier 8.

⁸ HELMUT GELLER u.a., Die Kirchen in der DDR vor und nach der Wende, 325.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

Abwendung von der Kirche im Osten religionskritisch motiviert, im Westen dagegen institutionskritisch.

Im Europäischen Vergleich stellt die DDR damit – neben Tschechien – ein Unikum dar. „Vergleichbar nur mit Tschechien hat Ostdeutschland den höchsten Anteil von Menschen, die sich als atheistisch bezeichnen und den geringsten, die sich als religiös definieren.“⁹ Ja, sogar weltweit ist die religiöse Situation im Osten einmalig. Ob sie damit bedauerlicher Sonderfall oder Speerspitze der Säkularisierung ist, wird wohl die Zukunft zeigen müssen.

In so einem Umfeld Kirche zu sein, ist keine leichte Aufgabe. Das betrifft die *Ortsgemeinde* genauso wie die übergeordnete Institution. Vor Ort führt der Minderheitenstatus bisweilen zu einer Burgmentalität. Man sieht sich als Rest an, als kleine Gruppe, die nach innen hin zwar große Wärme entwickelt, aber keine oder kaum mehr Außenwirkung entfaltet. Darauf hat die Leipziger Religionssoziologin M. Wohlrab-Sahr wiederholt hingewiesen. So passiert es schon bisweilen, daß ich nach einem Gespräch mit einem ehemaligen „Genossen“ ungefähr mit folgenden Worten kritisiert werde: „Der war doch früher ganz dicke da. Der hat uns doch notiert, als wir in die Kirche gingen.“ Und unterschwellig vermittelt mir eine solche Bemerkung, dass die alten Gräben noch präsent sind und von „Aufarbeitung“ oder gar einer versöhnten Gesellschaft keine Rede sein kann. Dazu passt es, dass sich Einzelne distanzieren und auch austreten, wenn ein „Ehemaliger“ in die Kirche kommt oder dort gar Anschluß findet. In alter Manier notiert man eben, wer in die Kirche geht – diesmal freilich mit vertauschten Rollen.

Die *Institution Kirche* hat dagegen nicht nur dieses Problem der engen Grenzziehung. Es sind drei Faktoren, die sich zusammen auf die Mitgliedschaftsentwicklung negativ ausgewirkt haben: 1.) *Die Abwanderung*. Thüringen hat zwischen 1991 und 2004 8,4% seiner Einwohner verloren, und immer noch kehren dem Freistaat täglich ca. 70 Menschen den Rücken. Diese Abwanderer sind nicht die Ungebildeten oder Alten, sondern mehrheitlich die Jungen (meist Frauen) mit einer guten bis exzellenten Ausbildung. Genau diese fehlen dann aber in der Gesellschaft und der Kirche, nicht nur heute, sondern vor allem morgen.¹⁰ 2.) *Die demographische Entwicklung*: Die Geburtenzahlen sind nach der Wende massiv eingebrochen und sogar noch unter das Westniveau gefallen. So haben wir bei den jetzigen Jugendlichen derart schwache Jahrgänge, daß sich manchmal keiner oder nur einer zur Konfirmation findet, weil einfach die Jahrgänge in den Orten fehlen. 3.) *Die Austritte*. Sie stellen zwar in unserer

⁹ HELMUT GELLER u.a., Die Kirchen in der DDR vor und nach der Wende, 324.

¹⁰ Vgl. dazu: Die demografische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen?, hg.v. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung, 3. Aufl., München 2007, 100-109.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

Region nicht das dringendste Problem dar, sind aber auch nicht zu vernachlässigen, weil eher die finanziell potenten Leute austreten und somit die Kirche empfindlich schwächen.

Es ist verheerend, wie sich gerade die Abwanderung und die demografische Entwicklung auf das Lebensgefühl in der dünner werdenden Fläche auswirkt: Die Menschen haben den Eindruck, abgehängt worden zu sein. Seit der Wende schrumpfen und schrumpfen ihre Orte, das Leben wandert aus. Biberschlag als Dorf mit 365 Einwohnern hatte einst regelmäßig 400 Urlauber zu Besuch. Sie brachten Leben in den Ort. Es gab eine Poststelle, zwei Gastwirtschaften, die immer gut gefüllt waren und einen „Konsum“. Für das samstägliche „Kulturprogramm“ waren zwei große Chöre und eine Musikkapelle zuständig. Zum Tanz kamen auch Leute aus den umliegenden Orten. Die Kinder gingen in den dörflichen Kindergarten, später in die Grundschule in Biberschlag. Ihre Eltern waren entweder bei der Bewirtung der Gäste eingespannt – es gab ein großes „Kulturhaus“ und ein „Bettenhaus“ mit 200 Plätzen (die übrigen Urlauber waren in Privatzimmern untergebracht) - oder arbeiteten in dem kleinen Elektromotorenwerk vor Ort. Als eigene Kommune hatte Biberschlag sogar ein Rathaus und einen Bürgermeister.

Nach der Wende ist der Gästebetrieb des staatlichen FDGB radikal weggebrochen und geblieben sind nur Ruinen: Das große „Bettenhaus“, das „Kulturhaus“, der Betrieb und das Rathaus. Einen Kindergarten gibt es nicht mehr, die Verkaufsstelle mußte bald schließen, eine Gastwirtschaft und die Post. Wenn dort im Jahre 2009 neben der Schule auch noch das Pfarramt verschwindet, dann haben die Bewohner das Gefühl, dass bei Ihnen das Licht ausgeknipst wird. Aufgegeben, zurückgelassen und abgehängt: so fühlen sich der Großteil der älter werdenden Bevölkerung.

Bei dieser von mir geschilderten prekären Situation läßt sich ermesen, daß die Kirche vor erheblichen Herausforderungen steht: seelsorgerlich, diakonisch und eben auch strukturell. Wenn der Mitgliederbestand von derzeit 20-25% noch einmal um 43% im Jahre 2030 absinkt¹¹, dann läßt sich jene im Impulspapier prognostizierte „Gestaltungsunfähigkeit“ mit Händen greifen. Doch ist solche Lähmung in manch ländlichen Regionen im Osten schon jetzt keine Zukunftsmusik mehr. Bei riesigen Kirchspielen mit acht oder mehr Predigtstätten¹² kommen traditionelle Parochialstrukturen an ihre Grenze und darüber hinaus. Die Be- und Überlastung der kirchlichen Mitarbeiter ist so stark, dass sich ihre Energie in der Verwaltung des Bestehenden erschöpft. Wie sollen hier neue „Programme“ implementiert werden?

¹¹ Vgl. Kirche der Freiheit, 21.

¹² Immerhin stehen in Ostdeutschland 40% der deutschen Kirchgebäude – bei allerdings 8% der Mitglieder! (vgl. Kirche der Freiheit, 25).

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

Dass sich angesichts dieser Lage schnell Frust und Resignation ausbreitet, ist klar. Der Veränderungsdruck ist enorm, und für viele wohl zu groß: Mutig und hoffnungsvoll zu sein, ist auch bei den Pfarrern keine Selbstverständlichkeit. Deswegen brauchen wir Papiere wie „Kirche der Freiheit“. Gerade weil es nicht zum wiederholten Mal ein Patentrezept mit Punktplan a-f bietet, das „nur“ umgesetzt werden müßte, sondern weil sich darin ein neues Denken artikuliert. Die *vier Prinzipien* von „Kirche der Freiheit“ können m.E. eine wichtige Orientierung auf dem Wege sein, der vor den Kirchen im Osten liegt.

1) An erster Stelle möchte ich hier die *Außenorientierung* nennen: Die Gemeinden müssen Mission wieder als *die* elementare Wesensäußerung verstehen und zwar unabhängig von ihrem geistlichen Profil. War Mission bisher die Domäne der Evangelikalen, so wird es eine Frage des Überlebens sein, dass jede Ortsgemeinde in den berühmten Satz von Theo Sundermeier einstimmt: „Die Kirche hat nicht eine Mission, sondern sie *ist* Mission“. Gerade im Osten gilt es, die Scheu und Angst zu überwinden, die aus der beschriebenen Burgmentalität schnell resultiert. Herauszugehen, auf andere zugehen ist dabei die erste große Herausforderung. Das muß und soll nicht so platt geschehen, wie dies viele Freikirchen jahrelang praktiziert haben und z.T. noch praktizieren. Aber wenn die Liebe zum anderen Leitmaßstab ist, wird die Weitergabe dieser Liebe kreativ und einladend sein. Um eine missionarische Kraft zu entfalten, braucht es aber daneben auch die Sprachfähigkeit in Bezug auf den eigenen Glauben, die – soweit ich sehe – erschreckend schwach ausgeprägt ist. Zentral ist beim Thema Mission auch die Spiritualität, die das ganze umschließt und begleitet. Ich habe absichtlich das Thema Mission hier an diese prominente erste Stelle gesetzt, da ich davon überzeugt bin, daß die Bewegung, die eine wirkliche Mission bedeutet, viele andere Dinge in unserer Kirche gesunden läßt. „Im Osten Deutschlands wird sich entscheiden, ob der christliche Glaube in seiner kirchlichen Gestalt überhaupt noch missionarische Stoßkraft entwickeln kann. Einen konfessionslosen Thüringer zum Christen werden zu lassen scheint mir bedeutsamer, zumindest schwieriger, als einen animistischen Afrikaner zu taufen.“¹³

2) Die *Ausbildung von Identitäten*: Die Kirche im Osten muß ein klar erkennbares Profil ausbilden. Wer in dieser massiven Minderheitenposition, in der wir uns dort befinden, immer noch alle gesellschaftlichen Meinungen in den eigenen Reihen abbilden zu müssen meint und sich scheut, seine eigene Ansicht selbstbewußt darzustellen, um niemanden zu verprellen, praktiziert eine Volkskirchenromantik, die der Realität längst nicht mehr

¹³ JOACHIM WANKE, Missionarische Herausforderungen im gesellschaftlichen Kontext Deutschlands – Perspektive Ostdeutschland, in: Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene. Ein Verständigungsprozess über die gemeinsame Aufgabe der Mission und Evangelisation in Deutschland (EMW Blaue Reihe Nr. 5), hg.v. EMW, Hamburg 2000, 135-143, hier 138.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

entspricht. Wir als Kirche in der Postmoderne dürfen und müssen eine starke Identität haben, um in der Pluralität nicht zu versinken.

3) Drittens: *Schwerpunktsetzung*. Dies hängt mit Punkt 1 und 2 zusammen. Nämlich daß sich kirchliche Aktivität darauf konzentriert „Zellen gelebten Glaubens“ zu fördern oder sogar neu zu schaffen. Die Gestalt der Kirche wird sich fundamental wandeln: „Von der flächendeckenden Territorialkirche zu einer Kirche als Netzwerk geistlicher Zentren“ Es wird also darum gehen, „ein Netz von kommunitär getragenen Zellen missionarischer Präsenz“ auszuprägen „von Stadtklöstern, von Kommunitäten in City-Kirchen oder zentralen Ortskirchen, die christliches Gemeinschaftsleben exemplarisch deutlich machen“¹⁴. Und dabei würde das vierte Prinzip von „Kirche der Freiheit“ beherzigt, nämlich die Pluralität der Formen. Solche „Zellen“ des gelebten Glaubens stellen die Speerspitze einer Minderheitenkirche in der Gesellschaft. Dort wird christliches Leben erfahrbar und erlebbar. Dort wird Gemeinschaft praktiziert und miteinander geteilt. Solche Zellen machen christlichen Glauben konkret und attraktiv.

Im Oktober 2007 fand in Erfurt eine Veranstaltung mit dem provokanten Titel „Tag der Hoffnung – Gemeinde hat Zukunft“ statt. Dort formulierte eine Pfarrerin, die 16 Jahre in der Priegnitz (Brandenburg) Pfarrerin war sinngemäß: „Die Leute sehnen sich nicht nach Lehre, sie sehnen sich nach Leben.“ In „Zellen gelebten Glaubens“ wird dieser Sehnsucht begegnet. Solche Kerne sind einladend und in sich missionarisch. Man kann es auch mit den Worten von Wolf Krötke sagen: Das „Klima der Gottvergessenheit“ – wie er die Situation im Osten beschreibt – muß mit „Atmosphären des Glaubens“ durchlüftet werden. Solche einladenden „Atmosphären“ seien wirkungsvoller als manch korrektes Wort oder manch akkurat praktizierter Ritus. Denn Atmosphären sind, wie Krötke schreibt, die ersten und ursprünglichsten Weisen der Wirklichkeitswahrnehmung.¹⁵ Und wenn dies einladend und ansprechend ist, dann kann das auch den verhärtetsten Atheisten beeindrucken.

Fazit: „Kirche der Freiheit“ – das Impulspapier der EKD ist für die Kirchen im Osten ein wichtiges Papier. Und zwar nicht in ersten Linie wegen konkreter Handlungsanweisungen, die umzusetzen und Programme, die durchzuziehen sind. Solche verschwinden in den Ordnern oder verhallen ungehört in den leeren Kirchen. Sondern wegen des neuen Geistes, der dort weht. Denn reformatorischen Geist brauchen wir. Einen Wind, einen heiligen Windhauch, der wieder durch unsere Kirche fährt. Der spürbar und erlebbar wird. Der die Leidenschaft in unseren Herzen entfacht, die Liebe Gottes zu den Menschen.

¹⁴ DIETRICH WERNER, Mission in Deutschland, in: Leitfaden Ökumenische Missionstheologie, hg.v. Christoph Dahling-Sander u.a., Gütersloh 2003, 545-561, hier 556.

¹⁵ Vgl. WOLF KRÖTKE, a.a.O., 8f.

„Kirche der Freiheit“ – eine Reformschrift für den Osten Deutschlands?

Bei jener Veranstaltung in Erfurt fielen ganz beiläufig die Worte eines Pfarrers, der schon seit einigen Jahre im Ruhestand ist: „Wir müssen wieder weinen lernen.“ Nicht weinen vor Frust und Resignation – weil wir die Situation nicht mehr ertragen. Sondern weinen, weil uns jammert; weil uns jammert, wenn wir unsere leeren Kirchen anschauen, wenn wir unsere sterbenden Orte sehen, wenn wir merken, daß die Menschen keinen Sinn mehr sehen und orientierungslos sind.

Ja, solch einen inneren Aufbruch bräuchten wir – mehr als vor 10 und mehr als vor 20 Jahren. Und der läßt sich eben nicht erzeugen. Weder mit „Kirche der Freiheit“, noch sonstigen Strategien oder marktwirtschaftlichen Rezepten. Dieses ist eben unverfügbar, *extra nos*. Auch an diese Seite von Reformation muß erinnert werden, wo es um einen tiefgreifenden Wandel evangelischer Kirchenwirklichkeit geht.